

am Palmsonntag selbst abermals zum Spital geführt zu werden. Bei diesem Zug trugen die Metzger Palmzweige. Dieser Vorzug der Metzger von den übrigen Zünften soll angeblich daher gerührt haben, weil sie 1546 dem Feind den geraubten Esel bei Gotteszell wieder abgejagt hatten. An einem solchen Zunftjahrestag hatten die Buben ihre größte Freude. Sie gingen in der Stadt herum und riefen z. B. am Jahrestag der Goldschmiede: „Bebet den Goldschmiedsbuben auch etwas zum Besten!“ Das ersammelte Geld teilten sie unter sich aus. So machten es auch die Knaben aus anderen Zünften. Die Gefellen hielten nachmittags einen Umzug mit Musf in der Stadt herum und trugen dabei ihren Schild mit, den sie sonst in der Herberge hangen hatten.

Die Alt-Gmündischen Handwerks-Meister gingen an Werktagen mit ihren Schürzen bekleidet auf die Straße, die Schneider und Schuster in grünen, die Bäcker und Weißgerber in weißen, die Rotgerber in gelben und die Goldschmiedsmeister in schwarzen Schürzen. Im gesellschaftlichen Verkehr trug man Mantel und Degen und zwar die ledigen Burschen Mäntel von blauer Färbung, die Handwerksmeister schwarze mit Samitragen. Die beiden Ratskonsulenten hatten rote Mäntel an. Nachdem diese alten würdigen Gebräuche allmählich abgehen wollten, wurde 1667 bestimmt, daß die Ratsherren wieder mit Mantel und Degen in die Sitzungen kommen sollen. Keine Jungfrau sollte ohne Kranz und kein Gesell ohne Mantel zum Tanze gehen — vergl. Oberamtsbeschreibung S. 258 —.

„Verachtet mir die Meister nicht
und ehret mir ihre Kunst!“ (Hans Sachs)

Aus den Erinnerungen aller Gmünder

(Aufgezeichnet und bearbeitet von Albert Deibele)

Fortf.

S. 's Bohenhardta Hans

Lange Zeit konnten die Gmünder den Verlust ihrer reichsstädtischen Herrlichkeiten nicht vergessen. Besonders schmerzte sie der Entzug der freien Jagd. Geradezu erbittert aber waren sie darüber, daß sie, die einstigen freien Bürger, zu Treibersdiensten herangezogen wurden. Darum machte es ihnen immer besonderes Vergnügen, den Jagdausssehern ein Schnippchen zu schlagen und sich billiges Wild zu verschaffen. Das sahen die alten Gmünder nur als bescheidene Entschädigung für das „Unrecht“ an, das ihnen von der württembergischen Regierung zugesügt worden war.

Von dieser Sorte der alten Gmünder war auch der Bohenhardta Hans. Er hatte einst eine kapitale Wildsau am Tierbach (bei der Dreifaltigkeit) aufgespürt und sie auch glücklich zur Strecke gebracht. Wie aber sollte das erlegte Wild in die Stadt hereingebracht werden? Die Torwächter waren streng verpflichtet, auf Wilddiebe scharf zu achten. Es hätte ihnen unweigerlich ihren Dienst gekostet, wenn sie in diesem Punkte saumselig gewesen wären. Doch unser guter Bohenhardt wußte Rat. Gegen Mittag ging er am Waldstetter Thor spazieren und wußte es so einzurichten, daß er mit dem

Torwart ins Gespräch kam. Dabei zeigte er eine ganz bekümmerte Miene. Der Torwart fragte ihn bald teilnehmend, was ihn drücke. Auf das hatte Bohenhardt nur gewartet. Er erzählte nun unter Seufzen und Klagen, daß seine Frau in letzter Zeit schwer erkrankt sei. Das Leiden sei so eigentümlich, daß er die größten Befürchtungen habe, seine Frau könne geisteskrank werden. Sie sei nämlich derart menschenscheu, daß sie geradezu ausschreie, wenn jemand zur Thüre hereintrete. Der Arzt habe ihm geraten, sie an die frische Luft zu führen. Das allein könne vielleicht die Nerven beruhigen. Aber, meinte Bohenhardt, das gehe nicht gut wegen der großen Menschenscheu. Der Torwart riet nun, die kranke Frau vor das Tor hinauszuführen. Jetzt, zur Winterszeit, treffe man doch dort kaum einen Menschen. Das sei ein vernünftiger Vorschlag, meinte Hans; allein, es gehe doch nicht. Schon die Kontrolle des Schlittens am Tore lasse ihn für seine Frau das Schlimmste befürchten. Da sei z. B. der Wächter am Hockstore. Der sei so aufdringlich und übereifrig, daß er nicht wage, seine Frau durch dieses Tor zu führen, und auch der am Schmidtor sei nicht besser. Ja, meinte der Torwart, dann solle er die Frau doch durch sein Tor, das Walbstetter, führen. Er wisse ja nun, wie sich die Sache verhalte und wolle fern bleiben. Bohenhardt brachte zum Schein noch einige Wenn und Aber hervor; sein Herz aber jubelte. Nun zweifelte er nicht mehr am Gelingen seines Planes. Er gab dem Torwächter 8 Bähner als Trinkgeld und ging nach Hause.

Spät am Mittag spannte er seinen Sesselschlitten ein, füllte einen Sack mit Hobelspänen, stülpte diesem eine große Betthaube auf und legte ihm einen Mantel um. Auch ein Schleier wurde nicht vergessen. Der Sack, seine neue Frau, wurde auf den Schlitten gesetzt, und nun gieng im Trab zum Walbstetter Tor. Der Torwart ließ ihn unbehelligt hindurchfahren und rief ihm noch gute Wünsche auf den Weg nach. Hans fuhr mit seinem Schlitten eiligst zum Tierbach, schüttete die Hobelspäne aus und steckte dafür die Wildsau in den Sack. Inzwischen war die Dämmerung gekommen, und Hans fuhr mit seiner nahrhaften „Frau“ zurück. Der Torwart hatte ihm schon zuvorkommend das Tor geöffnet und sich zurückgezogen. Die Wildsau war nun für Hans gerettet. Andern Tages dankte er dem Torwart nochmals für seine Freundlichkeit und konnte nicht genug versichern, wie wohlthuend die abendliche Ausfahrt gewirkt habe. Seine Frau sei jetzt wieder ganz ruhig und wolle schon unter die Leute gehen. Des freute sich der biedere Torwart und er munterte Hans auf, noch öfters solche Ausfahrten zu machen. Bohenhardt versprach, im Bedarfsfalle wiederum seine Güte in Anspruch nehmen zu wollen.

Die Sache hatte sich aber nach einigen Wochen doch herumgesprochen. Forstmeister Hafner, ein baumlanger Mensch, der beim Reiten fast die Beine auf dem Boden schleifte, war wütend. Am liebsten hätte er Bohenhardt hinter Schloß und Riegel gebracht. Allein, von der Wildsau war nichts mehr vorhanden, und so fehlte das Corpus delicti. Aber einen Hagel von Schimpfwörtern und Flüchen mußte Hans über sich ergehen lassen. Die Folge war, daß Bohenhardt den nächsten Winter nicht mehr grüßte. So loderte ein stiller

Daß in den beiden Männern. Ein Bürger behandelte den Streitfall in der hiesigen Tageszeitung dichterisch und schloß:

„Weil ich (Bozenhardt) weiß des Anstands Regel,
mach ich keine Referenz dem Flegel (Hafner)!

Trotz dieser scharfen Worte hat Hafner nichts mehr gegen Bozenhardt unternommen; denn er merkte, daß Bozenhardt die Dacher und damit auch den Sieg auf seiner Seite hatte.

Veranstaltungen in Gmünd im Jahre 1932

19. März (Josefsfeiertag) im Münster Aufführung des Männergesangsvereins: Missa in C-moll von Franz Liszt, für Männerchor u. Orgel
Im April Landesversammlung des Schwäb. Sängerbundes
Im April vom „Geigerring“ Aufführung des „Urfaust“ v. Goethe (Saalspiel)
Im Sommer Freilichtspiele im Taubental („Geigerring“)
Am 15. Mai Schwäb. Gesellentag (kath. Gesellenvereine)
Am 19.—21. Juni Verbandstag der Frisöre Württembergs
Am 16.—17. Juli Bezirksfängerfest des Arbeitersängerbundes

Es ist seither vielfach als Mangel empfunden worden, daß die inhaltlich recht wertvollen

Gmünder Heimatblätter

nur auf Zeitungspapier gedruckt, im Aussehen und in der Haltbarkeit beeinträchtigt wurden. Deshalb sollen für die Interessenten von jetzt ab die Nummern außerdem auf besserem Papier hergestellt werden. Alle Besteller erhalten die Nummern gegen eine geringe Gebühr von je 20 Pfennig zugesandt.

Bitte ausschneiden und in unsern Schalter werfen!

Bestellchein:

Der Unterzeichnete bestellt die im Jahr 1932 erscheinenden „**Heimatblätter**“ auf besserem Papier zum Preis von 20 Pfg. die Nummer einschl. der Zustellungskosten.

Unterschrift:

Straße:

[Bitte Namen und Straße recht deutlich]

Wünsche und Beiträge für die Gmünder Heimatblätter sind zu richten an Prof. Dr. Diehel, Engelgasse 11.

niselement, das auch in der „Auferstehung Christi“ im kleinen Deckengemälde stark betont herausgearbeitet ist.

Der Hochaltar birgt das schönste dortige Bild, das in der schwer zu entziffernden Geistigkeit und malerischen Kraft geradezu als ein Glanzwerk des Spätbarocks zu bewerten ist. Zwei plastische, ältere Figuren vollenden die Stimmung dieses schönen Kirchenraums.

Adolf Bidlingmaier.

Aus den Erinnerungen alter Smünder

Von Albert Deibele

9. Eduard Schedel, 's grafscht U'glück

Ein Mann voller Wiß und Humor war Eduard Schedel. Er war Hochzeitlader und Votseiler. In den kleinen Geschäften, besonders da, wo Filigran gearbeitet wurde, wurde früher das sogen. Schlaglot verwendet. Das Lot wurde mit einer rauhen Feile zu feinen Spänen zerkleinert. Mit diesen wurde dann die Lötstelle bestreut. Bei seiner Arbeit wurde es Schedel immer heiß. Deshalb zog er sich meist ganz aus und bekleidete sich dann mit einer Schürze. Auf der Straße sah man ihn nie anders als mit der Mütze in der Hand.

Schedel handelte auch mit Sauerkraut. Im Remstalboten schrieb er aus: „Neues Sauerkraut empfiehlt: Eduard Schedel. Man geht viel!“

Schedel war der erste Besitzer eines Möbelwagens in hiesiger Stadt. Da stand einmal in der Zeitung: „Wer meinen Möbelwagen noch nicht benützt hat, der weiß gar nicht, was das Kommoden ist. Hat einer einen schönen Auszug, so sind die Möbel geschont; hat einer einen, den man nicht zu sehen braucht, so macht man einfach den Kasten zu. Auch kostet er nicht mehr als wie ein gewöhnlicher Pritschenwagen!“

Einen tollen Streich leistete sich Schedel einmal in der Fastnacht. Da sagte er zu seinem Arbeitskollegen, einem Mutlanger, er werde heute Mittag mit seinem Freund Eisele (Sauerle) ausreiten, er auf dem Fuchsen, Eisele auf dem Schimmel. „Du hast doch bloß einen Fuchsen“, meinte der Mutlanger, „und dem fehlt das Futter.“ „Was weißt du von meinen Pferden“, sagte Schedel, „du hast eben meinen Schimmel noch nicht gesehen. Mit dem Futter hast du allerdings recht. Deswegen will ich den Schimmel wieder wegtun. Ich brauche ihn auch nicht. Um ein paar Flaschen Wein kannst du ihn haben.“ „Eingeschlagen“, meinte der Mutlanger, und er träumte schon, sich rasch von einem Ruchbauerlein zu einem Ruchbauern zu entwickeln. „Schließlich dachte er, wenn der Gaul auch nicht viel taugt, ein paar Flaschen Wein ist er ungeschen wert!“ Und nun rief der Mutlanger alle Arbeitsgenossen zu Zeugen des Kaufes auf. Dann sagte er: „Wann kann ich den Schimmel holen?“ — „Heute mittag um 5 Uhr im Becherleben! Da wollen wir gleich den Kaufpreis mit einander vertrinken!“ — „Abgemacht!“

Nach dem Mittagessen zog Schedel seinen Fuchsen aus dem Stall und strich das Pferd auf der ganzen hinteren Hälfte mit Weißne an. Dann saßen Schedel und Eisele auf. Schedel ritt den „Fuchsen“, Eisele den „Schimmel“. Unter Singen ging es zum Schindtor hinaus. Im Becherleben lehrten sie

ein und stellten das Pferd sogleich in den Stall. In der Wirtsstube saß schon der Mutlanger, hatte aber vom Kommen der beiden nichts bemerkt. „Nun recht, daß Ihr Wort haltet,“ meinte er gutmütig, „wo ist der Schimmel?“ — „Zuerst ein paar Flaschen Wein,“ sagte Schedel, „dann sollst du den Gaul sehen und kannst ihn dann gleich behalten.“ Der Mutlanger wollte anfangs nicht. Da aber Schedel den Kauf in Gegenwart des Wirts wiederholte, bezahlte schließlich der Mutlanger. Inzwischen hatte es zu regnen angefangen. Da schlich sich Gisele aus der Wirtsstube und stellte den angestrichenen Gaul unter die Dachtraufe. Langsam floss der „Schimmel“ im Kandelgraben davon. Als der Mutlanger endlich sein Pferd besichtigen durfte, waren von seinem Kauf nur noch ein paar Kalkspritzer übriggeblieben. Lachend boten Schedel und Gisele Sühne. Diese wurde auch sofort auf Kosten der beiden Missetäter in Wein reichlich erstattet. Als in später Abendstunde Gisele und Schedel auf dem Fuchsen schwer beladen heimritten, meinte der Wirt: „Heute mittag sind zwei auf einem halben Schimmel und einem halben Fuchsen angeritten gekommen, jetzt aber reiten vier auf einem Fuchsen weg.“

Während ich die bis jetzt mitgetheilten „Erinnerungen“ meist Herrn Graveur Alois Seybold verdanke, stammen diese und die nun folgenden von Herrn Widmann (Weinle).

10. Der Cura-Bartle

Sein eigentlicher Name war Debler. Vielleicht hat sein Vorname ihn zum Bartle verholfen. Wer will dies aber heute noch sagen! Bartle haufte mit seiner zahlreichen Familie auf dem Schmidthurm. Er hatte einen zottigen Krankskopf, der meist unter einer schmierigen Pelzmütze halb verborgen war. Ein starker, ungepflegter schwarz-grauer Vollbart umrahmte das Gesicht wie eine Mähne. Die Beine steckten in lederen Reitjosen, die an den Knöcheln zugebunden waren. So sah er mehr einem verwegenen Polacken gleich, als einem ehrsamem Gmünder. Ebenso zottig wie sein Herr waren der Hund und das Pferd, der stadtbekannte Zampa. Dieser kam so müde und abgespant daher, daß man glauben konnte, er müsse jeden Augenblick zusammenbrechen. Alle drei, der Bartle, der Hund und der Zampa paßten gut zusammen. Das Pferd brauchte Bartle zu seinem Lumpen- und Knochenhandel. Stallung und Lagerraum bildeten eine elende Bretterbude, die sich Bartle hinter dem Friedhof selbst zusammengezimmert hatte. So wild Bartle aussah, so gutmütig war er in seinem Wesen. Das zeigte sich namentlich auch in der Liebe, mit der er an seinem Zampa hing. Er behandelte ihn stets so freundlich, als ob er zur Familie gehören würde.

Einmal fuhr Bartle mit seinem Zampa die Baldungstraße entlang. In der Nähe des Wasserturms blieb Zampa vor Erschöpfung stehen. Es war gerade Mittagszeit. Die zahlreichen Arbeiter, die an dem Fuhrwerk vorbeikamen, trieben ihren Spott mit dem Pferd. Bartle aber streichelte gutmütig seinen vierbeinigen Freund und sagte freundlich zu ihm: „Komm, Zampa, zuih! Guck, dia Goldschmied lachet de aus! 's ischti a Schand für mi wie für di. Komm, Zampa, zuih!“ Auf diese liebevollen Worte hin fing Zampa wieder an zu ziehen.